

Alles hat ein Ende nur die Wurst hat einen Ring-Kanton

Liebe Leser:innen

Wären sie lieber eine kräftige Minestrone oder ein dekoratives Erdbeertörtli? Ein Bierfasskutschen-Kaltblüter oder ein Zirkus-Showpferd? Wären sie lieber für einen Monat komplett unsichtbar, oder in einem anderen Körper? Würden sie lieber arabisch oder finnisch schreiben und sprechen können? Hätten sie lieber den Schulstoff aus den ersten 15 Jahren immernoch sortiert und Griffbereit im Kopf, oder die Fähigkeit, einen Apfel einhändig zu halbieren? Haben sie mehr Interesse an HTML oder an Forstwirtschaft? Würden sie lieber einen Küstenabschnitt benennen oder einen jungen Stier? Wie geht es ihnen Heute?

Vorläufig verabschieden wir uns als Redaktion an dieser Stelle, denn die Kulturlandsgemeinde 2023 neigt sich dem Ende zu. Aber:

Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat einen Ring-Kanton. Und das Appenzell liegt genau in diesem Wurst-Ring. Und deshalb geht es vielleicht irgendwann doch wieder weiter mit uns. Auch und obwohl diese Metapher wirklich schief ist. Wir werden sehen! Bis dahin: Viel Spass mit der dritten Ausgabe von HEIP. (Diesesmal erst Recht unlektoriert. In der Fantasie ist jeder Fehler ein Trüffel und das Ganze ein edler Gratin.)

In diesem Sinne en Guete, Liebe Grüsse und Alles Gute, in allen möglichen Heimaten.

Julia Kubik,
Redaktorin

HEIP

Die Heimatpost

Fachpublikation für
heimatliche
Fremdwahrung

Ausgabe Nr. 3 21. Mai 2023



In den Redaktionsräumen sammeln sich über die Tage hinweg diverse Schlagzeilen an.

Wir sollten aufhören mit einem Heimatbegriff, der ausgrenzend ist

Johanna (Jo) Glaus

Mögen Sie Ihren Namen? Haben Sie das Gefühl, Sie würden sich in einem anderen Vornamen stärker zu Hause fühlen? Was für einen Einfluss hat die Sprache auf Bindungsmöglichkeiten, welchen die Musik? Was verbindet, was zerteilt und wie kommen wir zueinander zurück?

Solche und weitere Fragen wurden bei der Plattform 1 «Heimat als Gefühl und Identität» mit Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, Matthias Weishaupt, Hoseyn A. Zadeh und Peter Surber behandelt.

Den Namen zu mögen ist schwierig, wenn niemand ihn richtig aussprechen kann. (Lektürentipp: Das Kinderbuch «Chrysanthemum») Er läuft einem voraus,

das Kulturgut herausschreiend. Man kann ihm nicht ausweichen. Darum ist es wichtig sich darin wohl und heimisch zu fühlen.

Alle Beteiligten der Diskussion tragen mehrere Namen. Die von Kindern verpatzte Version und Abgekürzten Mittelnamen, der alte Pfadiname «Kaa» nach der Schlange aus dem Dschungelbuch, und die vielen verschiedenen, aus den unterschiedlichen kulturellen Heimaten.

Yvonne ist aus Liebe in die Schweiz gekommen und aus Liebe in der Schweiz geblieben. Trotz allen Hindernissen hat sie sich einen Weg gebahnt und ist heute tätig als Gemeinderätin, interkulturelle Mediatorin und Kuratorin.

Was ihr das Leben in der Schweiz zu Beginn erleichterte: Sie hat

Jodeln gelernt. So konnte sie die Brücke zu der ihr fremden Kultur über ein vertrautes Medium schlagen und Ähnlichkeiten zwischen Schweizerischer und Kenianischer Kultur entdecken. Im Stamm der Luo (nitolischsprachige Ethnie am Victoriasee) werden die Menschen mit verschiedenen bedeutungsstarken Namen benannt. Bei ihr ist einer davon Rosetta, nach der Rock n' Roll Ikone, welche Grenzen überschritt und Barrieren niederschmetterte. Oder Yvones Liebling; Apiyo, die Pionierin, geerbt von ihrer Grossmutter.

Die Vielzahl der Namen hat auch eine praktische Relevanz, zum Beispiel bei der (polygamen) Partnersuche. Aus dem Namen kann man die familiären Verhältnisse

lesen, um zu vermeiden sich mit Verwandten zu liieren.

Ist es auch bei uns so, dass man aus einem Namen viel heraus liest? Bevor man eine Person kennenlernt, gibt es schon eine erste Barriere, welche zu stereotypisierenden Schlussfolgerungen führen kann.

Bei einem Job-Interview hat Yvonne eine solche Erfahrung gemacht. Im Wartezimmer wurde sie mit Brändle, dem Nachnamen des Ex-Mannes aufgerufen und trotz aufgesteckter Hand nicht wahrgenommen, weil sie gemäss den Worten der Sekretärin «nicht wie eine Yvonne Brändle aussieht.»

Dieser (nicht so) subtile Alltagsrassismus ist keine Seltenheit. Viele Menschen haben leider die Tendenz, hart und schnell zu werten. Sind solche, in kleine Schubladen einsortierte Informationen, eigentlich gut fürs Gemüt?

Matthias Weisshaupt, ein Schweizer Ureinwohner und ehemaliger Ausserrhoder Regierungsrat, bekennt, dass das Appenzell keine spezifische Kultur pflegt, in welcher man anderen besonders offen begegnet. Es sei die Verantwortung der Politik, diese Bildungslücken zu schliessen und die Integration, wie auch die Beteiligung zu fördern. Die Tür zu einer anderen Kultur ist nicht einfach betretbar. Der Schlüssel liegt nicht in der Hand einer Einzelperson. «Wir sollen aufhören mit einem Heimatbegriff, der ausgrenzend ist»

Was könnten wir bewirken, wenn wir den Begriff der Heimat nicht mehr als politisierte Waffe nutzen, sondern als Basis, um alle Bürger*innen der Welt mit ihren Eigenheiten zu vereinen? Klar ist: Dazu braucht es Lückenschliesser*innen und Brückenbauer*innen.

Hoseyn A. Zadeh zeigt in einem typographischen Workshop, welcher schon an mehr als 30 internationalen und nationalen Ausstellungen stattfand und



v.l.n.r: Matthias Weishaupt, Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, Hoseyn A.Zadeh, Peter Surber

nun auch an der Kulturlandsgemeinde, eine neue Verbindungsmöglichkeit des persisch-arabischen mit dem lateinischen Alphabet.

Sprache schafft Heimat. Seine Flucht aus dem Iran und das Ankommen in der Schweiz waren geprägt von Verlust und Sehnsucht. Er erzählt von Strassen und Wänden, die er vermisst. Die aber gleichzeitig sowieo nicht mehr so existieren, wie er sich an sie erinnert. „Es gibt diese Stimmung dort nicht mehr, so wie ich sie kannte.“ Auch seine Freunde gehören nicht mehr in diese Strassen in Teheran, die er kannte und mochte. Sie haben sich verstreut. Trotzdem hat er zum Begriff Heimat eine positiven Einstellung.

«Eine richtige Heimat habe ich nicht. Es ist jedenfalls kein fixer Ort. Ich bin dort zuhause, wo meine Füsse auf dem Boden stehen»

Alle drei vereinen auf ihre Art Kulturen und Menschen. In der Politik, in der Musik, im Schreiben und im Daheimsein.

Heimatverlust

In einer Studie von 2016 vom Stapferhaus Lenzburg zeigt sich, dass mehr als die Hälfte der Befragten Personen fühlen, ihre Heimat sei bedroht. Immer mehr Menschen folgen dieser Bewegung der Verlustangst, die aus relevanten und oft universellen Quellen stammen, wie der Klimawandel, politische Konflikte, Kriege, der Umgang mit der Globalisierung.

Historisch betrachtet, wurde das Thema schon oft durchgekauert. Schon immer gab es Kriegsflüchtige oder aus religiösen Gründen Vertriebene. Durch diese Migrationsströme wurden unzählige heimatlose Menschen in verschiedene Länder geschwemmt, die sich wiederum von der Anwesenheit dieser neuen Kulturen in ihrer Heimat und nationaler Identität bedroht fühlten. Dieses Phänomen verbreitet sich überall. Die daraus resultierenden Aktionen werden zum Beispiel durch die Modernisierungstheorie gerechtfertigt. So kann man die Schuld von sich weisen und das Problem auf die endogenen und zum Teil selbstverschuldeten Faktoren schieben.

Darum gibt es Organisationen wie Frontex; so stark ist das Bedürfnis ist, mit allen Mitteln die Grenzen geschlossen zu halten. Auch wenn man den Blick zu anderen Kontinenten wendet, erkennt man dieses Muster.

Der 45. Präsident der Vereinigten Staaten gewann mit dem Versprechen, er wolle eine Mauer bauen, um die Immigration aufzuhalten. Dieser Trend zieht sich über Länder, in denen immer mehr konservative und sogar rechtspopulistische Kräfte gewinnen: Orban, der in Ungarn für zwei Jahre jegliche Migration verbieten wollte, Brasiliens Ausstieg aus dem UN-Migrationspakt unter der Leitung von Bolsonaro, Johnson der das Migrationssystem reformierte als Grossbritannien aus der EU austrat und noch viele mehr.

Die Angst vor Heimatverlust kann also, wenn sie in die falschen Hände gerät, als starke politische Waffe missbraucht werden. Ein Beispiel für diese Situation ist die Durchsetzung des Dublin Abkommens der EU im Bezug zur türkischen Regierung. Die Türkei solle, als eines der wichtigsten Transitländer, Flüchtlinge bei sich behalten, sodass sie bei einer Anfrage für Asyl in ein anderes europäisches Land zurückgeschickt werden können. Im Gegenzug dazu verlangen sie nebst Geld, auch Visafreiheit in der EU. Letzteres wurde jedoch nicht umgesetzt. So erhöhte sie den Druck, indem sie drohte die Grenzen zu öffnen. Menschen, die alles hinter sich gelassen und verloren haben werden also gegen Geld und politische Freiheiten getauscht.

Wenn sie es doch bis in die Schweiz schaffen, und wir diese Heimatlosen, nach einem komplizierten und langwierigen Prozess, über unsere Grenze lassen, erwarten wir eine vollkommene Assimilation von ihnen. Nur wenn sie ihre alte Identität, Kultur und somit den Rest ihrer Heimat loslassen, gewähren wir ihnen, sich niederzulassen. Meistens bedarf es zwei bis drei Generationen, um überhaupt wieder Wurzeln zu schlagen. Die meisten Länder haben eine mangelnde

Fähigkeit, mit den Konsequenzen von Wanderungsbewegungen und den damit einhergehenden fremden sprachlichen, sozialen und kulturellen Elementen fertig zu werden.

Wenn sich die Gruppe der Menschen, die kulturell anders verortet sind, vergrössert, fühlt man sich fremd in der eigenen Heimat, diese Gruppen teilen das Fremdfühlen ebenso, da sie sich nicht als angenommen empfinden. Hier entstehen Spannungen, die wir auch in aktuellen Themen, wie der Kopftuchdebatte, erkennen können. Aggressive Erscheinungen, wie «Gilets jaunes» (Gelbwesten) sind ebenso das Resultat solcher Entwicklungen, wie Angehörige verschiedener Religionen oder auch benachteiligte Kulturen, die sich nicht mehr verstanden fühlen und zu radikalen Gruppen werden.

Diese Heimatlosigkeit ereignet sich nicht nur auf der geographischen Ebene. Es kann auch einfach ein Verlust des Zugehörigkeitsgefühls sein. Das Tempo unserer digitalisierten Gesellschaft führt dazu, dass die Anzahl der betroffenen Menschen zunimmt.

Die Frage, wie wir als Gesellschaft damit umgehen wollen, bleibt jedoch unbeantwortet. Um uns dieser anzunähern, müssen wir uns intensiv mit der Thematik des Heimatverlustes auseinandersetzen. Ein Anfang in diesem Prozess kann das Gespräch über Heimat und ähnlich relevanten Begriffen sein.

Das Einwanderungssystem und der Umgang mit Immigranten sind noch offene Baustellen, hinsichtlich der Schaffung einer neuen Heimat. Es gilt, aus dieser Vielfalt zu schöpfen und ihre Innovation geniessen.



Werbeplakat für eidgenössische Volksinitiative Für die Ausschaffung krimineller Ausländer 2007 und die Durchsetzungsinitiative 2016

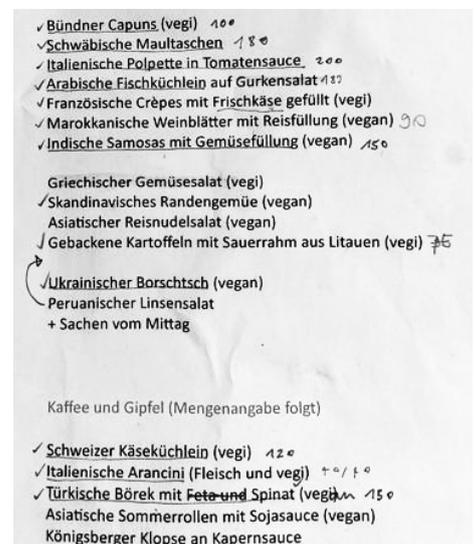
Wer sich noch an dieses Plakat erinnert, kennt fremdenfeindliche die Haltung unserer populärsten Partei.

Als gegenüberzusetzendes Beispiel: Kanada sieht Migration als Chance und versucht, das Zuwanderer-Potential maximal zu nutzen. Somit wird es zu einem bunten multikulturellen Land, das vielen Menschen eine Heimat bieten kann. Dass es als multikulturelles Einwandererland vorbildlich funktioniert, gibt uns eine neue Perspektive. So wird es möglich, ohne unüberwindbare externe Hürden überall eine Heimat zu schaffen.

Denn jeder Mensch hat ein Recht auf Heimat.

Gruss in die Küche

Ein weiteres kulturelles Festival-Highlight war das Buffet. Herzlichen Dank an Luzia und ihr Team, die uns kulinarisch rund um die Welt durch zwölf Länder mitnahmen, von Litauischen Kartoffeln über den berühmten Badi Speck-Käsekuchen bis zu peruanischem Linsensalat. Es war sehr gut.



Die Redaktion durfte einen Blick auf den Küchenplan werfen

Wir sind alle gleich anders

Julia Kubik

Der Körper ist eine Schicksalsheimat. Warum tut sich die Gesellschaft so schwer damit, verschiedene Körper(-bilder) zu akzeptieren? Was heisst Arbeit am Körper in einer Leistungsgesellschaft? Wie verändert die Mode unser Verhältnis zum Körper? Und wie geht man damit um, wenn die körperliche Heimat zerfällt?

Der Samstag ist der dichteste Kulturlandsgemeindetag: immer ist überall etwas los. Kurz nachdem die leeren Teller und das grossartige Mittagsbuffet abgeräumt wurden, beginnt die Zweite Plattform. Thema: Heimat als Körper und Hülle.

Moderatorin Corinne Riedener spricht mit den Gästen Fabienne Luna Egli, Christoph Keller, Jana Sophie Roost und Ly-Ling Vilaysane. Eine sehr vielseitige Runde. Egli ist Grafikerin, Illustratorin und Kurzfilmanimatorin. Ihre transgeschlechtlichkeit und eine Autismus-Spektrumsstörung haben sie in ihrem Leben dazu gezwungen, sich mit Körper und Psyche intensiv auseinanderzusetzen. Keller ist Autor zahlreicher preisgekrönter Romane, unter anderem «Ich hätte das Land gern flach», «Der beste Tänzer» und «Der Boden unter den Füssen». Er hat die Krankheit spinale Muskelatrophie, bei der sich die Muskeln zunehmend abbauen, und ist deswegen auf einen Rollstuhl angewiesen. Roost schrieb vor kurzem ihre Maturaarbeit zum Thema «Bulimie und Magersucht im Leistungssport». Dabei zeigte sie die Zusammenhänge zwischen dem Verlauf von Essstörungen und körperlichem Leistungsvermögen auf. Vilaysane führt eine Modeboutique in St.Gallen und setzt sich in ihrem Alltag viel mit den Körperwahrnehmungen (ob reale oder gewünschte) ihrer Kund*innen auseinander. Ihr Credo: man muss sich in seinen Kleidern wohlfühlen.

Die Einstiegsfrage lautet: „Was braucht ihr, um euch wohl und zuhause zu fühlen?“

„Bei mir gehören Körper und Geist sehr eng zusammen. Nähre ich den Geist angemessen, geht es meistens auch dem Körper gut“, lautet Eglis Antwort. Jana sagt, sie fühlt sich am wohlsten, wenn sie von Freund:innen und Familie umgeben ist. Keller meint, am besten sei ausgeschlafen sein, mit dem Hund rollen gehen und ein gemütliches Nachmittags-Bier. Und Vilaysane antwortet schlicht: „wenn ich mich wohlfühle, fühle ich mich meistens auch zuhause.“

Thematisch geht es von aussen nach innen, also recht früh zum Thema Körper-Hülle, an-kleiden und ver-kleiden. Vilaysane erzählt, das viele ältere Frauen, die zu ihr ins Atelier kämen, ihr Fragen stellen wie: Darf man meine Knie und Ellbogen noch sehen? Oder sind sie zu schrumpelig, zu unschön geworden? Muss ich mich verhüllen? Können Sie mir die Ärmel verlängern, damit man nichts von meinen Armen sieht?

Natürlich würde sie die Wünsche ihrer Kundinnen bestmöglich umsetzen, aber manchmal wünschte sie sich auch, vorallem für diese Frauen selbst, sie hätten ein entspannteres Verhältnis zu ihrem Körper. „Ist doch normal, das sich der Körper im Alter verändert. Damit ist niemand allein. Jedesmal, wenn ich in Italien am Strand bin und sehe, wie cool und freizügig viele Frauen dort mit ihren alternenden Körpern umgehen, wünschte ich mir, das wäre hier ein bisschen mehr so. Weil wer sich wohl fühlt, hat automatisch eine schöne Ausstrahlung.“

Egli: „Für mich hat Kleidung viel mit Kommunikation nach aussen zu tun. Also wenn ich z.B. ein Star Wars-Tshirt trage, dann will das auch sagen: ja, du darfst mich gerne auf Star Wars ansprechen.“



v.l.n.r.: Christoph Keller, Corinne Riedener, Fabienne Luna Egli

Ich bin dann ein bisschen wie eine Litfasssäule.“

Keller sagt zum Thema Kleidung über sich selbst, er sei „modisch eher unbegabt“ und fragt Vilaysane um Rat, die aber nur antwortet, das er eh schon alles richtig mache, wenn er sich in seiner Kleidung wohlfühle.

Egli erzählt, das sie in ihrem Körper viel mehr zuhause ist, seit dieser operativ so angepasst wurde, wie sie sich innerlich schon immer fühlte. Und plädiert allgemein dafür, das streng binäre System und veraltete Körperliden und Rollenmuster abzuschaffen, da sie viel mehr Leid als gutes verursachen und den Schönheits- und Normierungsdruck erhöhen-auch bei Cis-Menschen. Sie sieht da aber leider derzeit einen gesellschaftlichen und politischen Backlash. Und ist in der Runde nicht allein mit dieser Sicht.

Roost sagt, das es ein Irrtum sei, das nur oder vorallem junge Frauen unter Essstörungen und verzerrter Selbstwahrnehmung leiden. Junge Männer hätten oft ein ebenso gestörtes Körperbild, nur geht es meistens in eine andere ästhetische Richtung: grosse, sichtbare Muskeln um (fast) egal welchen Preis.

Alle sind sich einig: normierte Schönheitsideale sind eigentlich komplett veralteter Quatsch. Aber trotz jüngeren medialen Bewegungen, wie #bodypositivity oder auch das etwas niedrigschwelligere #bodyneutrality, sind sie nicht leicht aus unseren Köpfen zu kriegen.

Keller vermutet hinter dem Schönheits,-und Selbstoptimierungsdruck eine grosse, uralte und allgemeine Angst vor dem fremd-sein und anders-sein. Man fühle sich vermeindlich vordergründig wohler wenn man nicht auffällt, sich anzupassen weiss. Aber er plädiert stark fürs anders-sein. „Das ist viel spannender!“

Überhaupt ist diese Gesprächsrunde insgesamt sehr wholesome: immer wieder findet man sich beim Punkt, das Körper nunmal sehr verschieden sind. Und wir das viel eher wertschätzen als problematisieren sollten. Oder, um Visaysane zu zitieren: „Wir sind alle gleich anders. Das ist ja das schöne.“

Zum Schluss fragt Riedener alle, was sie als Lebensmittel oder Menü gerne wären. Weil: Heimat ist immer auch essen, wenn es um Körper geht sowieso.

Corinne Riedener: Suppe mit süssaurem Gemüse drin

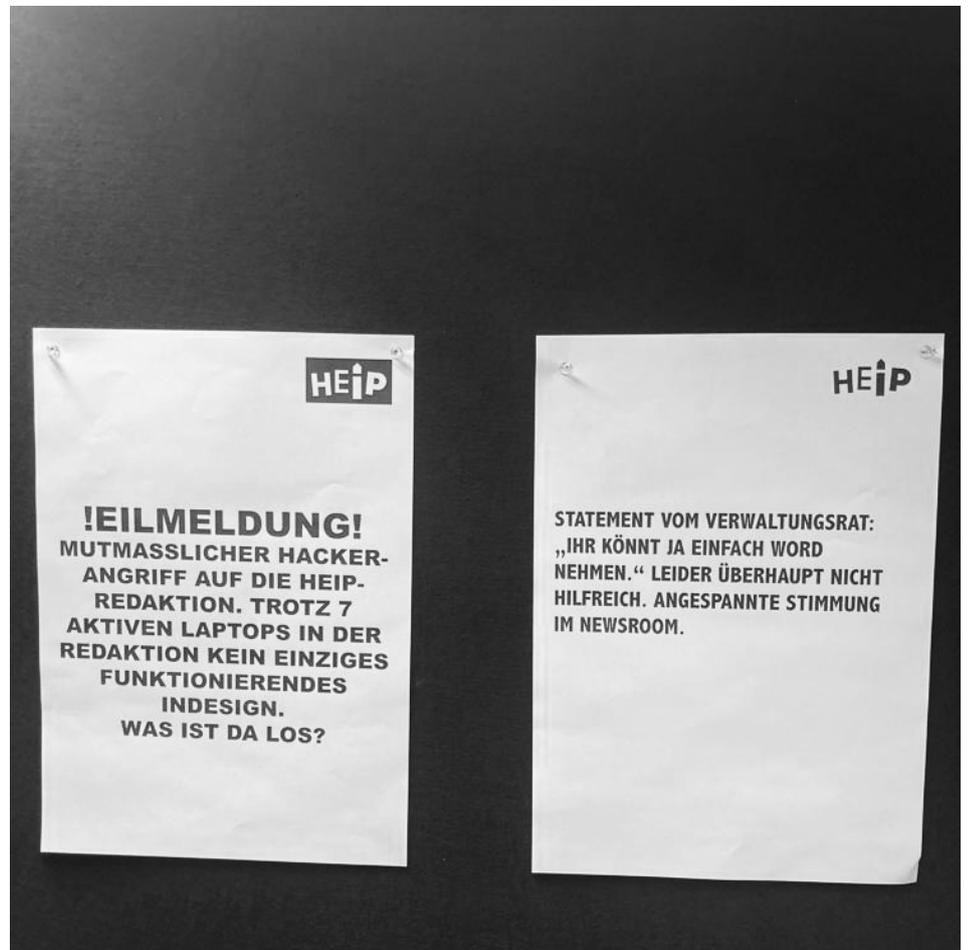
Jana Sophie Roost: Raclette (Facettenreich, viele Kombinationsmöglichkeiten)

Christoph Keller: richtig guter, bunter Salat

Fabienne Luna Egli: Zweigänger: zuerst Pizza Hawaii, dann Himbeeren mit Vanilleglace

Ly-Ling Vilaysane: Maki-Sushirolle

Zum Schluss noch ein paar Fotos ohne Bildunterschriften, denn es ist bereits Sonntagmittag und die Zeitung sollte schleunigst in den Druck, bevor alle Gäste weg sind.





HEIP

Die Heimatpost – Fachpublikation für heimatliche Fremdwahrung

www.kulturlandsgemeinde.ch/heip